

Hanna Gerig

Zweifel  
Skizzen zur Migration

Schnell sind Meinungen zu Asyl- und Migrationspolitik gemacht. Polarisierungen bestimmen die Debatte. Der genauere Blick löst diese Eindeutigkeiten auf.

In ihren Skizzen stellt Hanna Gerig konkrete Beobachtungen von Erscheinungen der Migration einander gegenüber.

Frei steht eine Frage im Raum: Eine grenzenlose Welt?

Die Wohnungstüre zieht die Frau gerne hinter sich zu. Auf dem Sofa liest sie die Zeitung.

Wie Hausaufgaben, die sie unbedingt erledigen muss, versucht sie, sich das Grauen vorzustellen.

Es wird deutlich, wie wenig schnelle Meinungen taugen. An ihre Stelle treten Zweifel, die neue Zugänge eröffnen können.



# 1

Ich habe meine Eltern nie schlecht über Ausländer reden gehört. Es gab weder Anlass noch eine entsprechende Familientradition. Als mein Vater einmal unvermittelt zum Gartentor rannte, um einem patrouillierenden Auto der privaten Kilchberger „Bürgerwehr“ den Mittelfinger zu zeigen, war dies ein heftiger Ausdruck von Widerwillen, der schlecht zur Toleranz passte, die ich vermittelt bekam. Die Wut meines Vaters richtete sich gegen Männer, die die heile Welt gegen das Böse zu schützen versuchten – eine heile Welt, die mein Vater nicht wollte, und Böses, das mein Vater nicht sah. Wir schlossen unsere Haustüre nie ab. Ich habe als Kind dieser Familie nie Angst entwickelt vor Gefahren, die sich gegen mich richten könnten. Über die Männer, die in ihren Autos hobbymässig durch die Quartiere der Seegemeinde patrouillierten, haben wir in unserer Familie schlecht geredet. Ihr Sicherheitsbedürfnis und Kontrollwahn waren uns unverständlich und fremd. Wir fanden sie unbegründet und verachtenswert. Vielleicht ist, wer zu solcher Herablassung fähig ist, nur zufällig nicht gegen Ausländer; um Abgrenzung ging es auch uns.

Gleich beim Ausgang des Dorfschulhauses hing, als ich Zweitklässlerin war, ein Wahlplakat mit dem Gesicht von Arnold Suter, einem Gärtnermeister aus Kilchberg. Darunter das Logo mit dem Sünneli und der grünen Wiese. Ich habe dem Mann mit einem Filzstift Hörner angemalt, grosse Ohren, das Gesicht verkrüppelt. Die SVP ist schlecht. Das wusste ich schon, bevor ich irgendeine andere Partei hätte beim Namen nennen können. Ausländer waren selten ein Thema bei uns zuhause. Viel häufiger redeten wir von der Partei, die gegen Ausländer war. Strukturell waren die Exponenten und Wähler dieser Partei unsere Ausländer. Mit ihnen, so hiess es bei uns, würde man nicht einmal einen Kaffee trinken wollen.

So kam es, dass ich nicht verstand, wie es möglich war, dass einer von sich selbst sagen konnte, er sei SVP-Anhänger. Das ist doch, wie wenn einer von sich selbst sagte, er sei ein Idiot, nicht? Ich weiss noch, dass ich mehrere Leute danach fragte. Aber niemand merkte, dass meine Frage nicht rhetorisch gemeint war. Lange trug ich als Kind die Frage mit mir herum und wurde sehr unruhig wegen dem Rätsel solcher mir unvorstellbaren, möglichen Verschiedenheiten.

## 2

Eine grenzenlose Welt?

Jeden Abend bin ich froh, die Türe hinter mir schliessen zu können und mit meiner Familie alleine zu sein. Schon meine Nachbarn, die ich überaus sympathisch finde, haben ein Stubenlicht gewählt, in dessen schummrigen Licht ich nicht gerne wohnen würde. Unsere Stubenlampe leuchtet grell und warm. Der gepolsterte Bürostuhl auf fünf Plastikrädchen, der bei meinen Nachbarn als Stuhl am Esstisch dient, verdirbt mir den Appetit.

Eine grenzenlose Welt?

Immer, wenn ich im Zug von den Besuchen bei meinen deutschen Grosseltern nach Hause fuhr, freute ich mich über die dunkelblauen Ortsschilder an den Bahnhöfen der SBB, die mir zeigten, dass wir wieder in der Schweiz waren. Die Lust an den Unterschieden, die so viele Reisende beim Überqueren der Landesgrenze suchen, spürte ich nur beim Nachhauseweg.

Seit Katharina in München wohnt, spricht sie akzentfreies Hochdeutsch, weil fast alle ihre neuen Freunde Deutsche sind. Sie sagt, sie merkt gar nicht, wenn sie die Sprache wechselt.

Sie kocht gerne persisch, weshalb auf dem Kräuterbrett in der Küche ihrer WG lauter unbekannte Gewürze stehen. Oft, wenn sie nach Hause kommt, riecht es neu, weil auch andere Mitbewohnerinnen gerne Neues kochen.

Ihr Mitbewohner bäckt ab und zu Brownies, die auf einem klebrigen Blech liegen bleiben, bis ein hungriger Nachtgänger sie wegklaubt und angefressene Resten zurücklässt. Der Mitbewohner ist Student aus Kairo, und weil er in München noch nicht viele Leute kennt, sitzt er oft in seinem aufgeräumten Zimmer am Computer und schliesst die Türe hinter sich. Dann ist es im Gang dunkel, und das Licht der Sparlampe im Wohnzimmer wird vom schwarz angemalten Tisch verschluckt. Katharina findet den Tisch, wie überhaupt die ganze Wohnzimmere Möblierung, hässlich. Es stört sie nicht weiter.

### 3

In der Siedlung auf der anderen Seite der Gleise wohnten Jeva Ilic und ihre Familie in einer kleinen Wohnung. Jevas Eltern kamen aus dem Kosovo und arbeiteten im Spital als Reinigungsleute. Jeva und ich gingen in dieselbe Klasse. Meinem Vater hätte es gefallen, wenn ich mich mit ihr befreundet hätte. Manchmal fragte er, warum wir nicht zum Spielen abmachten. So lernte ich, dass es tugendhaft ist, den Kontakt mit Menschen zu suchen, die aus einem anderen Land kommen und nicht so privilegiert sind wie wir. Aber Jeva hatte Mundgeruch. Sie sprach lauter als andere Mädchen. Im Turnen stiess sie unachtsam mit anderen zusammen. Den Heimweg gingen wir kaum je zusammen, obwohl wir beide der Alten Landstrasse entlang mussten. Wahrscheinlich fühlte sich Jeva mit mir so wenig aufgehoben wie ich mich mit ihr und ging, wie ich, lieber alleine nach Hause, als sich der Kühle der gegenseitigen Fremdheit auszusetzen.

Das Ideal einer sozial durchmischten, offenen und toleranten Gesellschaft, welches ich von meinen Eltern lernte, wurde auch meines.

Jeva habe ich, seit sie in die Sek C und ich ins Gymnasium nach Zürich wechselte, nur einmal wieder gesehen, in einem Warenhaus, wo sie eine Lehre als Detailhandelsverkäuferin machte.

## 4

In der Schulzeit war Katharina meine beste Freundin. Auch sie ist in Kilchberg in einem Haus mit Seesicht und Milch vom Hofladen aufgewachsen. Die heimelige Vertrautheit, wenn Katharina sich morgens neben mich an die Schulbank setzte, trug mich durch die turbulenten Zeiten der Jugend.

Ich weiss, dass meine besonders tragenden Freundschaften wie diejenige mit Katharina auf Ähnlichkeiten in der familiären Herkunft gebaut sind – obwohl ich das damals noch nicht so beschrieben hätte. Es war wohl gegen Ende meiner Schulzeit, als ich anfang zu bemerken, dass ich keine Lehrlinge als Freunde hatte. Bedauerlich, fand ich. Die Homogenität meines Umfeldes wurde für mich zu einem Mangel. Gleich nach der Matura begann ich, in einem tibetischen Kulturzentrum tibetischen Asylsuchenden Deutsch zu unterrichten. Es folgten regelmässige Besuche im Ausschaffungsgefängnis und viele persönliche Kontakte zu Asylsuchenden, die meine Zuwendung schätzten und deren Ausstrahlung mir gefiel. Heute leite ich als Koordinatorin die Freiwilligenorganisation Solinetz, welche sich „für das solidarische Zusammenleben mit geflüchteten Menschen einsetzt.“ Wenn ich abmache, dann manchmal auch mit Tenzin aus Tibet, den ich noch aus Zeiten kenne, als er kaum Deutsch sprach, oder mit Grace aus Nigeria, die ich durch ihr Asylverfahren begleite. Freundschaften zwischen Menschen verschiedener Kulturen können sich sehen lassen. Die Bilder von fröhlichen Kindern – europäische, afrikanische und asiatische, die Köpfe zusammensteckend und in die Kamera lächelnd – sind ikonisch. Sie strahlen aus den Prospekten von fortschrittlichen Schulen, Integrationsfachstellen und Austauschorganisationen.

Grace kommt mit mir zu einem Fest. „Ich kenne sie vom Solinetz“, erkläre ich, als ich sie der Runde vorstelle, bemüht, unsere Beziehung zueinander für die anderen verständlich zu machen. Graces Aussehen – nicht nur, dass sie schwarz ist, sondern auch ihr provinzieller Kleidungsstil – unterscheidet sich von den anderen hippen jungen Städtern. Eine Freundin, die in Zürich ihren eigenen Freundeskreis hat, hätte ich wahrscheinlich nicht zu diesem Fest mitgenommen. Es ist der Versuch, Grace bei der Gewinnung weiterer Freunde zu helfen.

Aber ist Grace eine Freundin von mir? Eine Kollegin? Was wäre ein anderes Wort? Eins, das sich richtig anfühlen würde?

Für Grace schreibe ich Briefe ans Sozialamt, telefoniere mit ihrem Anwalt und zahle ihre monatlichen Zugtickets. Wir reden zusammen über ihren christlichen Glauben und meinen Atheismus, Homophobie und Toleranz, Kindererziehung und Teesorten.

Aber vor allem reden wir über ihren Kampf mit und ihre Angst vor den Behörden. Unsere Beziehung ist herzlich und von einem Vertrauen geprägt, das vor allem ihr einen wichtigen Halt gibt. Wenn ich nach Halt suche, rufe ich Katharina an. Mit ihr spreche ich über meine politischen Interessen, über meine Liebesbeziehung und meine Zukunftswünsche, über meine alltäglichen Beobachtungen und meine Zweifel. Ich rufe sie an, wenn mir nach Verständnis zumute ist und gebe mich meiner „Kulturprovinzialität“ hin. Sie wird meine Eigenheiten schon verstehen. Hier bin ich zuhause.

Wenn ich Tenzin treffe und er mich nach meiner aktuellen Beschäftigung fragt, vertiefe ich das Thema nicht. Er würde es aus sprachlichen Gründen nicht verstehen. Und er hat mir noch nie beschrieben, wie es ist, als Tibeter in einem chinesischen Restaurant zu arbeiten, weil er derlei nicht beschreibt. Wir bauen unsere Beziehung auf nichts als auf gegenseitige Sympathie, genährt von gemeinsamen Werten, deren paralleles Vorhandensein wir aber erst im Gespräch entdecken.

## 5

Im Leitbild des Solinetzes steht, dass sich geflüchtete und ansässige Menschen auf Augenhöhe begegnen. Kein Satz, der auf Widerstand stossen könnte. Eine Selbstverständlichkeit. Augenhöhe gilt als Grundvoraussetzung für sinnvolle und wirksame Hilfe, die beim Solinetz in erster Linie Beziehungsarbeit ist.

Augenhöhe heisst, dass ich respektvoll bin, nicht übergriffig durch falsches Verständnis. Augenhöhe heisst, dass ich Gefühle von Sympathie oder Abneigung ernst nehme, so wie ich dies gegenüber Menschen tue, die nicht auf Hilfe angewiesen sind. Ich lasse mich auf jemanden ein und weiss, dass es um genau sie und genau mich geht. Auch die Beziehung zwischen HelferIn und Flüchtling ist eine individuelle.

Augenhöhe gelingt, wenn weder nur Fragen gestellt, noch nur selbst erzählt wird.

Wer auf Augenhöhe hilft, weiss, dass die Rollen potentiell austauschbar sind.

In der Begegnung zwischen Menschen verschiedener Privilegien und Rechten kann es Augenhöhe nicht geben.

Ich habe auf meinem Konto 20'000 Franken. Grace erhält von mir das Geld, ohne welches sie nicht nach Olten fahren könnte, um ihre Tochter zu sehen. Für mich als Schweizerin würden im Falle eines Unglücks jederzeit alle sozialen und finanziellen Fallnetze aufgespannt. Grace hat nicht mal eine Krankenversicherung, da sie dem übellaunigen Sozialamt dafür ihre Finanzierungsquellen als ehemals Untergetauchte offenlegen müsste. Ich verdiene mein Geld, in dem ich Projekte für Flüchtlinge koordine. Sie nimmt an diesen Projekten teil, weil sie nicht arbeiten darf und sich keine anderen Aktivitäten leisten kann.

## 6

Manchmal kann Boubacar Boureima ein paar Radios verkaufen. Er sieht seine Kollegen herumsitzen, und am Abend schaut er mit ihnen fern. Die jungen Leute in den ausländischen Fernsehserien sind sehr beschäftigt mit ihrem Leben. Seine Zeit verstreicht. Es gibt für ihn nichts zu tun. Er spürt, dass er erwachsen geworden ist. Die Sehnsucht, jemand zu sein, zieht in seinem Bauch. Er sieht den Staub der Stadt seiner Kindheit durch Augen, die schon weiter blicken. Da gibt es noch mehr für ihn, er spürt es, aber nicht hier. Hier lassen sich nur Kartenhäuschen bauen, die zusammenstürzen, kaum dreht der Wind, den er nicht steuern kann. Er hält es nicht aus, auf der Stelle zu treten, will nicht mehr länger zuschauen, wie schlecht es ihnen allen hier geht. Mit dem Plan, nach Europa zu gehen, ist er zu neuer Energie erwacht. Mit Geld, das für zehn Kartenhäuschen reichen würde, macht er sich auf den Weg, eine Zukunft zu suchen. Seine Eltern und seine Brüder stillen ihre Sehnsucht nach Veränderung und Fortschritt mit seinem Abenteuer. Zuerst mit dem Bus. In einer Stadt am Rand der grossen Wüste warten die Wurzellosen auf die Jeeps, die zurückkehren aus der Wüste. Der Fahrer seines Schlepplers sitzt rauchend hinterm Steuer, hat rote Augen und fährt wie ein Betrunkener. Boubacar wird bald schlecht. Irgendwann fällt ein Mitfahrender vom Geländewagen, der nicht anhält, als er in den Sand fällt. Der Mann verdurstete in der Wüste.

„Warum bist du nicht geblieben, woher du kamst? Warum bist du aufgebrochen trotz der tödlichen Gefahren, von denen du wissen musstest?“ Vorwurfsvolle, stumme Fragen richten sich an den Toten, der nicht mehr sprechen kann über das hoffnungsvolle Ziehen, das ihn forttrug.

Ein älterer Herr, an dessen Auftreten man ablesen kann, dass er es beruflich zu etwas gebracht hat, sagt: „Offene Grenzen würden das Elend der Welt nicht wesentlich mildern, sondern die Herkunftsstaaten weiter schwächen und die sozialen Konflikte in den aufnehmenden Ländern verschärfen. Eine Lösung für die humanitären Skandale unserer Zeit sind sie nicht. Es soll in erster Linie um bessere Lebensbedingungen vor Ort gehen und nicht darum, dass individuelle Flucht und Mobilität einfacher werden.“

Julian Nida-Rümelin war ranghoher Politiker, heute ist er Professor für Philosophie, ein aufgeklärter Mann, grossgewachsen, schlank, gut aussehend. Beste Voraussetzungen, um ernstgenommen zu werden. Man glaubt ihm, dass ihm etwas an den Menschen gelegen ist und dass er sich sorgt – macht sich Nida-Rümelin Sorgen? Nein, die tägliche Beschäftigung mit politischen Fragestellungen ist für ihn eine intellektuelle Herausforderung. Der Durst des afrikanischen Migranten ist nicht sein Kompass. Er sucht nach einer politischen Strategie, die langfristig plant. Nida-Rümelin kann sich Antworten auf migrationsethische Fragen erlauben, die „vernünftig“ sind. Vernünftig heisst in diesem Fall, die Verzweiflung von hunderttausenden Menschen auf der Flucht nicht einzubeziehen in die theoretischen Überlegungen. Er denkt als Ethiker darüber nach, wie den Ärmsten der Welt am effektivsten geholfen werden kann. Hier liegen die Zahlen vor ihm, dort die aktuellen Zeitungsberichte. „Die Wohlfahrtsstaaten könnten sinnvollerweise nicht mal einen Bruchteil der 65 Millionen Menschen auf der Flucht aufnehmen“, sagt er.

## 7

Boubacar Boureima hatte um Asyl gebeten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als um Schutz zu bitten. Auch wer bloss von radikaler Perspektivenlosigkeit vertrieben die Hoffnung nährte, sein jugendlicher Tatendrang sei überall einzusetzen, beantragte Asyl, keine Arbeitsbewilligung. So will es das Gesetz. Unterdessen hat er gelernt, dass sein zukunftsgetriebener Tatendrang nichts wert ist. Er war noch nie ein „wertvoller Teil der Gesellschaft.“ Als illegal anwesender, registrierter Nothilfeempfänger, der er seit Jahren ist, erfüllt er die gesellschaftlichen Erwartungen an ihn am ehesten, wenn er bedürfnislos und untätig sein Leben absitzt.

Wie kann es sein, dass Menschen erzwungene Untätigkeit und Entwürdigung in der Fremde demselben Zustand im Heimatland vorziehen? Leidet man weniger an der Schlechtbehandlung einer fremden Regierung als an derjenigen der eigenen? Sind diese jungen Männer nicht voller Tatendrang aufgebrochen? Wo ist der Tatendrang hin? Wer, denken sie, hat Schuld an der Misswirtschaft ihres Heimatlandes? Wer, denken sie, hat das Recht, die Früchte der europäischen Demokratiegeschichte zu ernten?

## 8

Als Boubacar Boureima ankommt, kennt er niemanden hier. Er versteht die Sprache nicht. Er hat nur seine modischen Turnschuhe, seine engen Jeans und seinen bedruckten Pullover, den er selbst ausgewählt hat. Auf seinem Handy die Nummern von Freunden und der Mutter in Mali. Am Abend, wenn er sich auf die untere Matratze des Kajütenbettes legt, behält er seine Kleider an und lässt sich vom Bildschirm des Handys beleuchten. Er hat sich einmal zum Schlafen ausgezogen gehabt und wäre in seiner Nacktheit fast auseinandergefallen.

„Die Verpflichtungen der Menschen gegenüber dem sozialen Nahbereich sind sehr wichtig. Es ist selbstverständlich, dass Eltern sich als Allererstes ums Wohlergehen ihrer eigenen Kinder kümmern. Die gesamte menschliche Lebensform hängt davon ab, dass wir in Partikularitäten eingebettet sind und bleiben. Wenn wir bei jedem Einkauf überlegen müssten, ob wir den Franken besser spenden würden, dann würden wir unsere Identität verlieren. Wir wären nur noch Instrument der Optimierung. Wir hätten keine erkennbare Lebensform mehr, die uns von anderen unterscheidet.“

Dies sagt Professor Nida-Rümelin, während er einen Anzug trägt, den fast alle Männer auf der ganzen Welt genauso tragen, wenn sie öffentlich auftreten.

## 9

Frau März unterrichtet seit ihrer Pensionierung freiwillig Deutsch für Asylsuchende. Sie macht das sehr gern. Es stärkt ihr Selbstbewusstsein. Am Kursvormittag ist sie diejenige, die die Antworten kennt. Sie mag es, den jungen Männern Wörter zu erklären und Sätze vorzusprechen. Frau März findet ausnahmslos alle ihre Schüler sehr liebenswert.

Vor kurzem hat Frau März erfahren, dass ihr afghanischer Schüler nicht in der Schweiz bleiben darf. Sie ist erschrocken und investiert seither Zeit und Geld, damit der junge Mann auf juristischem Weg doch noch eine Aufenthaltsbewilligung erhält. Seine Dankbarkeit ist ihr Lohn. Als ihr Schüler dann schliesslich von der Polizei verhaftet wird und für ein paar Tage ins Gefängnis kommt, ist sie empört. Frau März weiss, dass dieser junge Mann ein feiner Mann ist, der fleissig lernt, sich immer hilfsbereit zeigt und gewillt ist, jede Arbeit anzunehmen. Sie versteht nicht, warum man Menschen wie ihm nicht eine Aufenthaltsbewilligung geben kann. Frau März kennt da ganz andere Typen. Solche, die nicht mal Deutsch lernen wollen. Sie würde es verstehen, wenn man diese Typen des Landes verweisen würde, aber doch nicht so einen zuvorkommenden, angenehmen jungen Mann wie den Afghanen, den sie schon seit einem Jahr kennt und unterstützt.

Ich erinnere mich, dass es im Dorfschulhaus ein Mädchen gab, das dunkle Haut hatte. Einmal wurde sie gehänselt. Ich weiss noch, dass ich mich für sie eingesetzt hatte. Weil ich es nicht richtig fand, dass ein schwarzes Mädchen gehänselt wurde. Wir waren nie Freundinnen und noch heute spüre ich die feine peinliche Unstimmigkeit, die mich nach der Verteidigung befallen hatte. Wollte das Mädchen überhaupt, dass ich mich für sie einsetze? Sie hat sich jedenfalls nicht bei mir bedankt und danach auch keine besondere Lust gehabt, sich mit mir zu befreunden.

Heute mische ich mich jedesmal ein, wenn ich sehe, wie die Polizei schwarze Menschen kontrolliert. „Darf ich fragen, weshalb hier diese Kontrolle stattfindet?“ Wie oft habe ich schon erlebt, dass die Kontrollierten mich, das Gesicht abwendend, ignorierten. Wenn ich mich wieder verabschiede, versuche ich mir nicht anmerken zu lassen, wie blöd ich mich fühle.

## 10

Am Abend am Hauptbahnhof in Zürich sieht Frau März die vielen jungen Männer herumstehen, die aus einem armen Land hierher geflüchtet sind. Sie stehen in Gruppen herum, reden miteinander in kurzen Sätzen, die wie Befehle klingen und tippen auf ihren Smartphones herum, während sie ständig abchecken, wer vorbeigeht und was die anderen Männergruppen machen. Sie verbreiten eine latent aggressive Stimmung. Wenn Frau März diese Gruppen von jungen Migranten am Hauptbahnhof stehen sieht, dann kommen sie ihr wie Eindringlinge vor. Sie vermisst ihre Dankbarkeit, die sie, so fühlt sie in diesem Moment, in Form von Anstand gerne auch abends am Hauptbahnhof erkennen können möchte. Stattdessen strahlen diese Gruppen eine Form von Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit gegenüber dem öffentlichen Raum aus, die Frau März gegen sie einnimmt.

Frau März findet, dass sie in keinerlei Hinsicht mehr Anspruch auf die Benutzung der S-Bahn hat als jede andere Person. Sie findet auch, dass es in Ordnung ist, wenn junge Leute aus fernen Regionen dieser Welt hierher kommen, um am Wohlstand teilhaben zu können.

## 11

Ruth Ezenduka sehnte sich nach einer Umgebung der Geborgenheit. Als kleines Mädchen sah sie die Nachbarskinder ihrem Vater in die Arme springen, was sie nie tun durfte. Manchmal war es, als suchte sie nur immer nach den Armen, in die sie springen durfte.

Als sie erwachsen war, wusste Ruth, dass sie die seelische Bedrückung, die scheinbar alle Landsleute befallen hatte, und das Gefühl der Verletzlichkeit, das ihre Haut anspannte, nicht mehr aushielt. Seit sie mit zehn Jahren die Schule verlassen musste, kannte sie nur noch das Putzen, das Kochen, die Schläge und die Erniedrigung durch die Leute, die ihr Arbeit gaben, für die sie sie nicht bezahlten. Wie oft hatte sie ohne Abendessen ins Bett gehen müssen. Wie oft hatte sie sich im Bett gefürchtet, es könnte sie hier wieder jemand aufsuchen.

Ruth träumte. Sie wollte auch lesen und schreiben lernen. Sie träumte von menschlicher Anerkennung der Person, die sie war. Wenn sie die Chancen bekäme, sie zu sein.

Asylrecht:

„Flüchtlinge sind Personen, die in ihrem Heimatstaat wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Anschauungen ernsthaften Nachteilen ausgesetzt sind oder begründete Furcht haben, solchen Nachteilen ausgesetzt zu werden.

Als ‚ernsthafte Nachteile‘ gelten Gefährdung des Leibes, des Lebens oder der Freiheit sowie Massnahmen, die einen unerträglichen psychischen Druck bewirken.“

## 12

Ein Bekannter, Henri, hatte Ruth von seinem Auswanderungsplan erzählt und so lernte sie das ziehende Fernweh kennen, das sie seither nicht mehr losliess. Mit dem Wissen wuchs ihr Mut. Europa. Sie sah im Fernsehen, dass die Leute in Europa Sicherheit und Frieden genossen, und sie wusste, dass es in Europa an nichts fehlte. Ja, dort musste es auch für sie einen Platz geben. Also organisierte Henri den Aufbruch. Er wollte Ruth mitnehmen und liess sich Geld vom jüngsten Bruder seines Vaters. Wie zarte Triebe zwischen Felsspalten bahnten sie sich mit einer Kraft, die sich aus Luft zu nähren schien, den Weg zu einem besseren Ort.

Ruth stellte sich vor, wie es sein würde, an einem Ort zu leben, an dem sie optimistisch sein dürfte, ja überhaupt in die Zukunft schauen könnte. Lose begründete, aber tiefe Hoffnung verband sie mit dem unbekanntem Kontinenten, dem sie ihre Zukunft anvertrauen wollte und den zu erreichen sie ihr Leben aufs Spiel setzte. Vorwärts, konnte sie noch denken, auch wenn die Energie dafür auf der Reise eigentlich aufgezehrt worden war.

Unendlich erschöpft und erleichtert, endlich auch die italienische Grenze passiert zu haben, stellte Ruth in einem Schweizer Empfangszentrum einen Asylantrag.

Sie wünscht, dass kein Mensch noch einmal erleben muss, was sie auf der Reise erlitten hat. Nie mehr würde sie diesen Weg noch einmal gehen, sagt Ruth.

Die Menschen leben hier so, wie sie es vom Fernsehen her kannte. Es hatte da keine Bilder gegeben, die ihr Freundlichkeit versprochen hätten. Nirgends hatte sie hören können, dass auf sie gewartet würde. Die Reise hatte sie nur für sich, vielleicht auch für sich und Henri auf sich genommen. Frieden und Sicherheit gelten nun auch für sie beide, ohne sie den Menschen nahezubringen, die hier leben.

Sie möchte noch immer optimistisch in ihre Zukunft schauen. Es kommt ihr so vor, als sei der Ort weniger deutlich als vor ihrer Reise. Im Fernsehen sieht sie ähnliche Bilder wie früher, und zögernd bewegt sie sich an Orten, die diesen Bildern gleichen. Etwas fehlt.

Ob sie ihre Zukunft auf der Reise verloren oder gewonnen hat, sie kann es nicht sagen. Manchmal macht diese schlimme Zeit sich so gross, dass alles andere in ihrer Erinnerung versinkt. Die Reise verschluckt den Optimismus, die Gegenwart und, vielleicht am schlimmsten, die Herkunft. Ruth ist vorläufig aufgenommen.

## 13

„Ich verstehe, dass Menschen auf der Suche nach einer besseren Perspektive ihr Land verlassen“, sagt Karin Keller-Sutter.

Es fiel ihr schwer, das zu sagen. Aber manchmal spürt sie, dass sie auch ihr Einfühlungsvermögen für Schwache strategisch einsetzen kann, um die politische Härte, die sie für richtig hält, in ein gutes Licht zu rücken.

Ihre braunen Augen schauen der Moderatorin klug und wach entgegen. Mit ihren Perlenohrringen und ihrer beigefarbenen Kleidung strahlt sie eine Liebe zur Korrektheit aus, die auch auf ihr politisches Image abfärbt.

In den meisten öffentlichen Reden, die sie als erfolgreiche Politikerin hält, bemüht sie sich, ihr Einfühlungsvermögen nicht wachzurufen. Sie hält es für eine Schwäche. Schliesslich sind alle politischen Entscheide, die sie fällen muss und will, für jemanden schmerzhaft. Wo würde sie hinkommen, wenn sie sich in die Haut jedes Betroffenen einfühlen würde? Sie wäre gelähmt, wenn sie sich von den Leidensgeschichten afrikanischer Migrantinnen berühren liesse.

„Es ist natürlich klar, dass man diejenigen Gesetze befürwortet, die einem selbst am meisten nützen oder Vorteile bringen.“ Egoismus und Vernunft fallen in eins.

Vorstandssitzung beim Solinetz:

Wir diskutieren die Frage, ob das Solinetz weiterhin einzelnen abgewiesenen Asylsuchenden, die von Nothilfe leben, das ÖV-Billett finanzieren soll. Die aktuelle Situation ist unbefriedigend, da es schliesslich zufälligen Umständen überlassen ist, wer ein Abo erhält und wer nicht.

Für die Betroffenen geht es um viel. Haben oder Nicht-Haben eines Abonnements bedeutet für sie Teilhabe oder Ausschluss von allem, was das Leben erträglich macht. Alle Vorstandsmitglieder wissen dies. Die Vorstellung, dass die gut zwanzig Unterstützten plötzlich fallen gelassen würden, tut ihnen leid.

Niemand kann sich zu einem Entscheid durchringen. Es bleibt bei der Finanzierung von Abonnements für einzelne Glückliche. Die Vereinspräsidentin beschliesst die Diskussion: „Gerechtigkeit kann nicht heissen, dass es allen gleich schlecht gehen soll.“

Ich lese in der Zeitung von den Geldern, die europäische Regierungen an lybische Milizen bezahlen, um Flüchtlinge von der Flucht abzuhalten. Ich sehe auf einer Newsseite Bilder von dünnen, ernsten Männern, die hinter Metallgittern zusammenstehen. Ich lese in einem Magazin von den Folterpraxen in lybischen Flüchtlingslagern. Ich höre im Radio von bewaffneten Überfällen der lybischen Küstenwache gegen Flüchtlingsboote. Danach bleibe ich auf dem Sofa sitzen, konzentriere mich, schaue ins Leere und versuche mir das Grauen vorzustellen. Es kurz zu erahnen. Eingesperrt sein und Durst haben zum Beispiel. Meinen eigenen Urin trinken müssen und hungern. Wie ist das? Es sind jeweils nur ein paar Sekunden, in denen ich es zu spüren meine, dann sind es wieder nur Worte. Beschreibungen des Elends, die ich innerlich formuliere. Ich kann mich diesen regelmässigen Versuchen des Mitfühlers nicht entziehen. Wie Hausaufgaben, die ich unbedingt erledigen muss. Manchmal werde ich mit den Hausaufgaben einfach nicht fertig. Dann sagt mir mein Freund: Wenn du für eine schönere, gerechtere Welt kämpfst, dann musst du wissen, wie du sie selbst geniessen kannst.

Es gibt ja Leute, die in ihrer Freizeit ihrem Garten frönen und dort mit der Welt im Einklang sind. Es gibt auch Leute, die Shoppen als ihr Hobby bezeichnen und solche, die am liebsten ihr Auto putzen. Solche, die sich wochenlang mit Yoga beschäftigen und solche, die in Tel Aviv Ferien machen. Es gibt auch Leute, die zum Feierabend einen Kriegsfilm im 3D-Format anschauen und solche, die Wirtschaft studieren, um dann bei einer Rückversicherung gutes Geld zu verdienen. Solche, die mit ihrem Kind auf dem Spielplatz ganz bei sich sind und solche schliesslich, die zur ritualisierten Beruhigung Zeitung lesen.

Und da frage ich mich noch, wo die Empörung der Leute bleibt, die Grenzen dessen, was man an politischer Gewalt für möglich gehalten hätte, überschritten werden?

Das Elend, es ist einfach immer zu weit weg.

Und sie haben ja alle Recht, da zu tanzen, wo die gute Musik läuft.

Im Kanton Zürich gibt es vier Notunterkünfte für Menschen, die nicht ausreisen und auch nicht verschwinden. Zwei Containerstandorte, eine unterirdische Zivilschutzanlage und ein mehrstöckiges Haus in einer besonders abgelegenen Gegend.

Die Frauen, die mit ihren Kindern in Adliswil in Containern wohnen, ziehen ihren Kindern abends die Kleider nicht aus, damit sie nicht im Piyama ausgeschafft werden. Dass dies schon geschehen ist, wissen sie von Familien, die vom Flughafen wieder zurückgebracht werden mussten, weil der Pilot sich weigerte, die Unwilligen zwangsweise auszuschaffen.

Die Mütter setzen sich, wenn die Morgendämmerung kaum begonnen hat, ans Fenster. Sie können ohnehin nicht schlafen, weil sie wissen, dass die Polizei, wenn sie kommt, in den frühen Morgenstunden kommt. An welcher Tür werden die Polizisten klopfen? Oft gibt es Lärm, wenn sie jemanden mitnehmen wollen. Die Container sind kaum isoliert, man hört alles. Die Polizisten hämmern an die Tür. Mütter wehren sich, sagen, sie wollen noch packen, die Kinder weinen. Väter schreien. Einige mussten schon mit ansehen, wie Frauen von Polizisten dem Boden entlang zum Polizeiauto gezerrt worden ist. Seit Neustem benutzen die Polizisten Fangnetze, die sie über die Männer werfen, um ihnen danach Handschellen anlegen zu können.

Manchmal bleibt es auch ruhig. Die Polizei kommt nicht jede Nacht, und einige lassen sich auch ohne Widerstand zum Auto führen. Dann schauen die Nachbarn durch die Spalten in den Storen nur stumm dem Polizeiauto hinterher, das im Hof der Containersiedlung parkiert hat.

In Adliswil sind alle Kinder verhaltensauffällig, sagt eine Frau, die regelmässig die Notunterkunft besuchte, um Hausaufgabenhilfe anzubieten. Sie können sich nicht konzentrieren.

Am Infobrett im Gemeinschaftsraum hängen die Adressen der kostenlosen Rechtsberatungsstellen und der Rückkehrhilfe. Für viele keine Option, nachdem sie es bis hierher geschafft haben und ihren Familien Ehre und Geld schulden.

„Menschen, die von der Schweiz Schutz wollen, müssen ein Asylverfahren durchlaufen. Nicht alle erhalten Asyl oder eine vorläufige Aufnahme. Sonst bräuchte es auch gar kein Asylverfahren. Was soll der Staat denn tun? Das Asylverfahren wäre eine Farce, wenn es für niemanden Konsequenzen hätte.“ Es ist für die Ständerätin logisch, dass abgewiesene Asylsuchende nicht weiterhin von denselben Strukturen profitieren können wie Asylsuchende im Verfahren. Solange es unterschiedliche Status‘ gibt, muss es auch unterschiedliche Unterstützungsleistungen geben.

## 16

Im Ausschaffungsgefängnis des Flughafens sitzt ein Mann aus Mali. Es ist Boubacar.

Warum ist er gegangen? Niemand hat ihn gerufen. Er wusste, dass er nicht willkommen ist. Aber seinen Aufbruch vor fünf Jahren bereut er nicht. Er weiss noch immer ganz genau, warum er ging. Zurück in der Stadt seiner Brüder würde er nichts finden, was seinen Durst stillen könnte. Er wird den Platz finden, den Gott für ihn vorgesehen hat.

Ein eigenes Zimmer hatte er noch nie. Es ist ihm auch egal. Aber das hier hält er nicht aus. Es gibt fast keinen Platz in der Zelle, die er sich mit einem Mann aus Nigeria teilt. Am späten Nachmittag wird die Zelle geschlossen, dann sitzen sie auf ihren Betten und hören im Minutentakt die Flugzeuge starten. Boubacar ist in seinem Leben noch nie geflogen, aber die Lust darauf ist ihm vergangen.

Seit mehr als einem halben Jahr ist er hier eingesperrt. Sie haben Probleme, gültige Reisepapiere zu organisieren. „Ich bin doch kein Krimineller! Nichts habe ich getan, keine Drogen, nichts. Ich hätte nie gedacht, dass man in der Schweiz Leute einsperrt, die nichts verbrochen haben.“

„Ich frage mich manchmal auch, wie weit wir gehen. Aber es ist letztendlich nötig, um in letzter Konsequenz einen Entscheid durchzusetzen“, sagt die Ständerätin Karin Keller-Sutter, als ihr Gegenüber den psychischen Druck beschreibt, den Menschen in Ausschaffungshaft aushalten müssen. „Was ist gerecht?“, fragt die Frau, die sonst lieber von den Gesetzen als von Gerechtigkeit spricht. Dieses Gespräch in der Sternstunde Philosophie nötigt sie, Worte wie „Gerechtigkeit“ in den Mund zu nehmen.

„Ist es in jedem Fall gerecht, dass die Leute hier bleiben dürfen? Ist es gerecht gegenüber denen, die hier sind, wenn demokratische Entscheide nicht eingehalten werden? Es geht darum, eine staatliche Anordnung – einen Entscheid, der rechtsstaatlich gefällt wurde – durchzusetzen.“

Ich durfte bei einem Altherrenclub, der auf sehr viel Geld sitzt, unseren Verein für Flüchtlinge vorstellen. Meine Fotos erzählten von fröhlichen Gruppenausflügen auf den Mattstock bei Amden: Junge afghanische Männer beim Sessellift fahren, beim Savelat Bräteln, junge Schweizer Frauen im Gespräch mit den Flüchtlingen, auf dem schmalen Wanderweg vorausgehend – pensionierte Begleiter lesen die Wanderkarten. Die Fotos zeigten auch konzentrierte Gruppen Deutschlernender und Warteschlangen vor der Essensausgabe eines kostenlosen Mittagstisches. Und viele lachende Gesichter. Begegnungen statt Vorurteile sei in allen Projekten das Motto. Wer sich kennt, lernt, sich zu respektieren und zu mögen.

Die Naivität der Flüchtlingshelferin liess die Herren ratlos. So viel Menschenfreundlichkeit musste von fehlendem Realitätssinn zeugen.

Der pensionierte Zahnarzt dachte an sein Land und dass es ihm lieb ist, so wie es heute noch ist. Er sah das freundliche Gesicht des jungen Eritreers vor sich, das von meiner letzten Folie lächelte. Passte er hierher? Wie sollte das fröhliche Wandern mit ihm etwas daran ändern, dass dieser ungebildete junge Mann sich nun in einem Land integrieren musste, von dessen Wertvorstellungen er keine Ahnung hatte? Der Zahnarzt traute sich nicht zu fragen. Er hätte gerne gefragt, ob in den Begegnungsprojekten des Solinetzes denn auch über die Rollenbilder von Frauen und Männern gesprochen werde. Er zweifelte an der Ehrlichkeit des Austausches zwischen den Freiwilligen und den Flüchtlingen. Der Zahnarzt wusste aus der Praxis, dass viele Asylsuchende ihr Alter den Behörden falsch angaben. Er musste immer wieder Minderjährige anhand ihres Gebisses aufs Alter schätzen. Bei vielen von diesen jungen Männern hat er einen Schalk in den Augen gesehen, der ihm unheimlich war. Er weiss ja nicht, was ihre Ziele sind.

Katharinas Herausforderung ist es nicht, mehr von den grossen Zusammenhängen zu verstehen. Die Lage der Dinge ist ihr ausreichend bekannt:

Europa lebt auf grossem Fuss, mit seinen vollen Läden und seinen vollen Konten, mit der Demokratie der Privilegierten, mit seinem Stolz auf die Menschenrechte, mit seinen mächtigen Konzernen und deren Profit auf Kosten der Menschen in Ländern des Südens und auf Kosten der Umwelt, die sich nicht mehr erholen wird.

Afrikas Ressourcenreichtum wird gestohlen, begünstigt von einer kleinen schwarzen Elite, die, endlos korrupt, ihre Bevölkerung leiden lässt, die wächst, vielerorts geplagt von Ausbeutung, Armut und Perspektivenlosigkeit. Für die kulturellen Errungenschaften Afrikas interessiert sich nur das Völkerkundemuseum.

Auch die Länder des Nahen Ostens sind gebeutelt von Bürgerkriegen und islamischem Terror, beliefert von amerikanischen und europäischen Waffen, verflucht von zu viel Öl.

Und über allem regiert das Geld, und wer ihm verfällt, geht über Leichen.

Ein brutales Wirtschaftssystem, das Oben und Unten braucht, damit die Gelder fliessen.

Zwischen den Ausbeutern und den Ausgebeuteten sind die Grenzen, durchlässig für Warentransporte und Flugzeuge, nicht aber für Menschen, die zu Fuss unterwegs sind.

Es sind feste Grenzen, die die Berge des Reichtums vor dem Abrutschen sichern. Grenzen, die töten.

Ein Erdbeben wäre zu begrüessen, sagt Katharina.

Wir sprechen zusammen über die Migrationspolitik der EU und der Schweiz. Katharina benennt den menschenrechtlichen Skandal, den der EU-Türkei-Deal darstellt. Sie beschreibt die Gewalt, die den Flüchtlingen damit angetan wird. Die Gewalt, die von europäischen Regierungen finanziert wird. Das mit Füßen getretene Recht auf Asyl, die Zusammenarbeit mit einem diktatorischen Regime.

„Was würdest du tun, wenn du Merkel wärst?“, frage ich.

Ob ihr schon mal eine Frage gestellt worden sei, die sie nicht beantworten konnte, frage ich sie.

Welche Frage würde dich überfordern, Katharina?

Katharina spricht arabisch und fühlt sich von den Ländern des Nahen Ostens angezogen. Als plötzlich sehr viele Menschen aus diesen Ländern gleichzeitig nach Europa flüchteten, machte sie sich auf, ihnen auf der Flucht zu helfen. Sie setzte sich in griechischen Flüchtlingslagern zu Syrerinnen, Afghanen, Kurdinnen und Maghrebiniern in die feuchten Zelte, brachte Sandwiches mit Gummikäse und hörte sich frierend ihre Fluchtgeschichten an. Sie tauschte Handynummern aus und sammelte Informationen für eine möglichst sichere Weiterreise. Dann stellte sie die Adressen auf eine Informationsplattform, die allen Flüchtenden zur Verfügung steht. Sie berichtete in Blogs von den üblen Zuständen in den Lagern und der Untätigkeit der Behörden. Monatlang blieb sie in den Camps. Sie sprach mit Journalisten, denen sie die verheerenden Auswirkungen der geschlossenen Grenzübergänge beschrieb. An Katharinas Computer klebt ein Open-The-Borders-Sticker. An ihrer Tür klebt ein Fight-Capitalism-Plakat. Die Forderung nach offenen Grenzen ist ihr ernst. Sie gibt ihre Lebenszeit für dieses Ziel. Über Konsequenzen einer sofortigen Grenzöffnung denkt Katharina nicht lange nach. Jedes einzelne Flüchtlingsschicksal rechtfertigt ihre Forderung. Kein Selbstschutzgedanke der oberen Schichten rechtfertigt die ungeheuerlichen Ungerechtigkeiten, die geschlossene Grenzen den Flüchtenden antun.

„No Borders!“ ist eine Provokation, das weiss sie.

Sie ist wie ein Nadelstich. Ein Riss, den sie mit dem Pinsel auf eine Festungsmauer malt, dazwischen mit blauer Farbe den Blick aufs Meer freigebend. Die Forderung nach der Öffnung aller Grenzen ist eine Richtungsvorgabe, dank der Katharina alle Fragen beantworten kann – im Wissen darum, dass sie keine Macht hat, aber eine Stimme.

Mit jedem Stück Sicherheit und Wohlstand, das Katharina geniesst, profitiert sie davon, dass konservative und rechte Kräfte grosse Flüchtlingsankünfte in der Schweiz verhindern. Gäbe es offene Grenzen, wie es die Linken fordern, – auch mit allen Schutzmassnahmen gegen Lohndumping und weitere Konkurrenzphänomene – unser Land sähe ziemlich anders aus. Wahrscheinlich einiges rauer.

Mal angenommen, man kann den Kapitalismus bis auf weiteres nicht abschaffen. Angenommen, wir wollen innerhalb dieser Rahmenbedingung trotzdem eine möglichst anständige Migrationspolitik umsetzen, die den Flüchtlingen ein menschenwürdiges Leben ermöglicht und gleichzeitig keinem nicht flüchtenden Menschen etwas wegnimmt.

Klar scheint bei dieser Ausgangslage, dass eine totale und sofortige Öffnung der Grenzen nicht in Frage kommt, da die Bewohner der aufnehmenden Länder Einbussen ihres Lebensstandards in Kauf nehmen müssten. Eine bedingungslose Grenzöffnung würde radikale Gegenwehr provozieren, die für den sozialen Frieden in Europa gefährlich wäre. Die rechtspopulistischen Parteien gewännen nochmals massiv an Zuwachs, soziale Spannungen nähmen zu, und damit könnte eine Verrohung der ganzen Gesellschaft einsetzen, die wirklich allen schaden würde.

Es gibt eine migrationspolitische Strategie, die ganz vernünftig klingt: Man sagt, langfristig wolle man die Grenzen öffnen – schliesslich will man die Freiheit für alle Menschen – aber es braucht Übergangsschritte. Erst eine gerechte Welt braucht keine Grenzen mehr. Und das ist das Fernziel, auf das wir schrittchenweise hinarbeiten.

Die Einwanderung muss zurzeit noch begrenzt werden, damit unsere Sozialsysteme sie tragen und Schulen, Arbeitsmarkt und Nachbarschaft die Immigranten integrieren können. Um dem Ziel einer Grenzöffnung näher zu kommen, müssen wir unbedingt mehr tun für die Bekämpfung der Fluchtursachen. Faire Handelsverträge, echte Konzernverantwortung, keine Kriegsmaterialexporte, Bekämpfung der Korruption, Massnahmen gegen den Klimawandel, sinnvolle Entwicklungszusammenarbeit, Demokratieförderung.

Erst eine gerechte Welt braucht keine Grenzen mehr. Und das ist das Fernziel, auf das wir schrittchenweise hinarbeiten.

Aber sind vielleicht schon diese Ziele so utopisch, dass niemand an sie glaubt?

Einkaufen, Fliegen, gut leben.

„Manchmal kann man beim besten Willen nicht anders, als für das eigene Wohlergehen das elende Leben anderer in Kauf zu nehmen.“ Ohne sich dem Grund bewusst zu sein, weshalb dieser Gedanke dich so beruhigt, wiederholst du ihn für dich immer wieder. Du spürst in dieser Konstellation eine Balance zwischen Handeln und Reflexion, die deinem moralischen Gewissen genügt: „Auch ich lade etwas auf mich: Von Zeit zu Zeit ein schlechtes Gewissen.“

„Hier will ich bleiben.“

Das soll gelten, finden die Mitglieder der Freiplatzaktion.

Jede ausgewanderte Person wird individuell starke Gründe dafür haben, nicht in ihrem Heimatland leben zu wollen.

Das Asylgesetz aber schliesst Leute aus. Nicht alle dürfen hier bleiben.

Seit 30 Jahren versuchen die Juristen der Freiplatzaktion mit dem Gesetzesbuch in der Hand gegen das Unrecht anzukommen, das abgewiesenen Asylsuchenden durch eine Wegweisung angetan wird.

Jeden Tag berufen die Juristen sich auf Artikel und Paragraphen, die den Asylsuchenden zum Bleiberecht verhelfen sollen.

Und die Asylgesetzgebung verschärft sich laufend. Negative Entscheide, die sie vor fünf Jahren noch erfolgreich anfechten konnten, müssen sie heute als aussichtslose Fälle akzeptieren.

Verzweifelt verteidigen die Juristen der Freiplatzaktion bei ihrer Arbeit die stetig schrumpfenden Überreste des Flüchtlingsgesetzes. „Bleiberecht für alle“ steht nur noch auf den Plakaten an ihrer Bürowand.

Mit jedem Appell an das Gesetz affirmieren die Juristen dessen Gültigkeit – und damit auch dessen Ausschlussdefinitionen, die ihrer Überzeugung nach nicht gerecht sind.

Wo stünden wir, wenn niemand das Gesetz benutzt hätte, um ein Minimum an Würde für die Ausgeschlossenen herzustellen?

Wenn die Freiplatzaktion sich aus Protest gegen die gesetzlichen Ausschlussmechanismen geweigert hätte, die vorhandenen Möglichkeiten auszuschöpfen?

Die Rechtsarbeit der Freiplatzaktion ist Symptombekämpfung.

Ihre Juristen sind wie Ärzte von Menschen, die an einem vergifteten See wohnen, in den immer mehr Gift hineinfließt. Ihre Arbeit wird nicht enden.

Die Demo vom letzten Samstag hiess „Kein Mensch ist illegal.“ Katharina nimmt oft an Demos teil, die nicht bewilligt sind. Warum sollten die Organisatoren irgendeine staatliche Behörde um Erlaubnis fragen, wenn sie gerade gegen die Gewalt dieses Staates demonstrieren wollen? Die Illegalisierung, Inhaftierung und Ausschaffung von Menschen, die nichts verbrochen haben, sondern nur von ihrer Bewegungsfreiheit Gebrauch machen, ist Unrecht. Katharina wird noch oft auf die Strasse gehen müssen, bis sie den Staat, der solches Unrecht schafft, durch zivilen Ungehorsam in die Knie gezwungen hat.

Mein Vater ist in Deutschland aufgewachsen. Wenn sich mir als Kind die Gelegenheit bot, die Herkunft meiner Eltern zu nennen, habe ich gerne erzählt, dass mein Vater aus Deutschland kommt, weil es ein bisschen spannender war als eine reinschweizerische Abstammung, wie sie die meisten Schulfreundinnen vorzuweisen hatten. Wobei Finnland oder die Kapverdischen Inseln noch bisschen exklusiver gewesen wären. Abgesehen von der väterlichen Emigration aus Deutschland, die meine kindlichen Auskünfte schmückte und mich weiter nie beschäftigt hatte, berührte sich in meinem Leben nichts mit Fragen der Migration. Ausländische Kinder in meiner Klasse waren in erster Linie Klassenkameraden. Ihre Migrationsgeschichten waren kein Thema für mich.

In meiner Jugendzeit sicherte ich mir mit meiner Faszination für Tibet einen Orientierungspunkt, anhand dessen ich meine Geschmäcker und meine politische Ausrichtung entwickeln konnte. Chinas Annektion Tibets war Ausgangspunkt für mich, Politik als Kampffeld verstehen zu lernen. Zusammen mit einer Freundin schmuggelte ich eine Tibetfahne in ein Fussballstadion, in welchem die Schweiz gegen China ein Freundschaftsspiel austrug. Genauso zufällig und kontextlos, wie es sein mag, dass ein Kilchberger Mädchen sich für die Rechte Tibets stark macht, entstand auch das Engagement, das ich später für Asylsuchende begann. Nichts in meinem privilegierten Leben hat mich je dazu genötigt, mich für die Rechte von Flüchtlingen einzusetzen. Doch seit ich damit begonnen habe, hat es mich nicht mehr losgelassen.

Wenn ich mich nicht für Asylpolitik und die Lebensbedingungen von Geflüchteten interessieren würde, dann wären meine täglichen Sorgen derart luxuriös, dass ich verkümmern würde. Wenn ich auf dem Bauernhof meiner Schwiegereltern zu Besuch bin, die fünfzehn Kühe und zwanzig Geissen versorgen, ist mir mein Engagement peinlich. Es sieht blöd aus wie geflochtene afrikanische Zöpfchen auf dem Kopf einer Weissen.

Je wohlhabender eine Gesellschaft ist, desto schwerer zugänglich ist sie für Aussenstehende. So sind auch die Schweizer, mögen sie noch so freundlich sein, nicht leicht zu erobern. Würde ihnen schon mal jemand zum Freund, den Sie zufällig bei einem Schwatz auf der Strasse kennengelernt haben? Jemand, der Ihnen nichts zu bieten hatte ausser seine Offenheit, die Ihnen doch verdächtig vorkam?

Aber zum Glück braucht es nicht viel, und die Einladung eines Fremden passt auch zu schweizerischen Umgangsformen. Der Kontakt mit Fremden wird durch Begegnungsprojekte von Vereinen wie dem Solinetz gerahmt. Man nennt das Treffen mit dem Fremden dann zivilgesellschaftliches Engagement und ist in guter Gesellschaft.

## 23

Vieles liegt im Argen im Schweizer Asylsystem. Wenn ich mich für ein bisschen mehr staatliche Unterstützungsleistungen, ein bisschen anständigere Asylunterkünfte, ein bisschen mehr Asylgewährungen, ein bisschen bessere Betreuung, ein bisschen schnellere Verfahren, ein bisschen weniger Zwangsmassnahmen und ein bisschen weniger Polizeikontrollen einsetze, ist dann bald alles in Ordnung in der Schweiz?

Eine im siebten Monat schwangere Frau wird mit dem Flugzeug nach Rom ausgeschafft. Eine Woche später ist sie zurück in der Schweiz.

Eine Asylunterkunft im Kanton Uri. Marius fährt, es ist noch fast Nacht, mit seinem Auto auf den Parkplatz, wo um sieben Uhr der Heimleiter parkieren wird. Er geht in den ersten Stock des ehemaligen Pfadiheimes, klopft an der Tür.

Die Frau öffnet ihm sofort die Tür und nimmt ihre Tasche. Das Bett hinterlässt sie unordentlich, sie verabschiedet sich mit spärlichen Worten von ihrer Zimmergenossin, die sie kaum kennengelernt hat. Sie gehen zum Auto. Marius schaut ihren grossen Bauch an. Sie ist wirklich hochschwanger. Sie fahren über die Autobahn nach Zürich zurück.

Marius erhält eine Busse und eine Strafanzeige wegen Hausfriedensbruch und Beihilfe zu illegalem Aufenthalt. Nun hat er denselben Anwalt an der Seite, wie viele der Asylsuchenden, für die er sich einsetzt.

Sein Anwalt verteidigt Marius mit Leidenschaft. Er bezeichnet seine Arbeit als „Sand im Getriebe des Unrechtregimes“, und das Sandstreuen scheint ihm zu gefallen. Wo Unrecht zu Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht.

Die Ansicht, dass die Bürger eines Landes selbst und alleine darüber bestimmen dürfen, wer in ihrem Staat leben darf und wer nicht, ist allgemein anerkannt. Doch diese allgemeine Überzeugung steht philosophisch auf wackligen Füßen. Was haben die Bürger eines Landes denn getan, das ihnen das Recht gibt, andere von ihrem Land auszuschliessen? Die Erde gehört niemandem. Alle Menschen sind frei geboren. Solange es keinen dringenden Grund gibt, jemandem den Zutritt zu einem Stück Erde zu verweigern, sollte der Zutritt erlaubt sein. Ein dringender Grund für den Ausschluss wäre erst die begründete Befürchtung, dass die einwandernde Person oder Menschengruppe die ansässige Bevölkerung konkret und in spürbarem Ausmasse gefährdet. An diesem Punkt sind wir nicht, bei weitem nicht, nirgends.

Aus dem Internet:

„Menschen sind wie alle Primaten von Natur aus territorial, bewohnen also ein begrenztes Gebiet. Auch Nomaden wandern nicht frei umher, sondern folgen angestammten Wegen und suchen immer wieder die gleichen Gebiete auf. Je ergiebiger die Nahrungsquellen einer Gegend sind, desto kleiner ist der Bewegungsradius einer menschlichen Population, die im Kern aus einem ‚Stamm‘ besteht, also einer Gruppe mit verwandtschaftlichen Beziehungen untereinander. Zu ‚Völkerwanderungen‘ kommt es bei Überbevölkerung oder Nahrungsmangel in einem Wohngebiet.“

Thomas' Wohnung in Schlieren ist für eine alleinstehende Person gedacht. Es gibt ein Schlafzimmer, eine offene Wohnküche und ein winziges Badezimmer. Thomas arbeitet fünf Tage die Woche bei einer Versicherung. Abends ist er oft allein zuhause und am Wochenende fährt er zu seinen Eltern, obwohl er schon über dreissig ist. Als Waadtländer kennt er in Zürich nicht viele Leute. Es fällt ihm auch nicht leicht, sich neuen Leuten zu öffnen. Wie ein Bub wird er verlegen und ungeschickt, wenn jemand mit ihm Persönliches besprechen will.

Dann lernt er auf einer Datingplattform eine afrikanische Frau kennen. Er kann sich nicht erklären, woher die Vertrautheit kommt, die er zwischen sich und ihr spürt.

Lange treffen sie sich nur zum Abendessen. Er findet mit Grace zum ersten Mal eine sprachgewandte, starke Frau, die trotz seiner Unsicherheit auch in ihm eine Stütze sehen kann. Sein ängstliches Wesen gibt ihr schliesslich den Mut, ihm ihren illegalen Aufenthalt zu gestehen.

Als die Polizei beginnt, Grace vor ihrer Asylunterkunft abzufangen und zu kontrollieren, bekommt sie Angst. Ständig hat sie Angst. Sie spürt, dass ihr Puls fast immer zu hoch ist. Das Kopfweh geht nicht mehr weg, und immer öfter auftretende Panikattacken machen schliesslich eine Einweisung in die psychiatrische Klinik nötig.

Erst als der Klinikaufenthalt beendet ist, schreibt Grace Thomas wieder eine Nachricht. Ein halbes Jahr ist vergangen. Sie spüren, dass ihre Lebenslagen in seltsamer Weise aufeinander bezogen sind. So zieht Grace bei Thomas ein und seine Wohnung wird zu ihrem Versteck.

Graces juristischer Fall ist kompliziert – die beiden können nicht heiraten. Grace hat weiterhin Angst vor der Ausschaffung. Sie darf nichts tun, ist immer zuhause. Sie streiten immer öfter. „Geh arbeiten!“, sagt er und wirft ihr ihre Untätigkeit vor. „Bleib doch mal ein Wochenende zuhause!“, sagt sie, die die symbiotische Beziehung zu seinen Eltern nicht verstehen kann.

Angesichts der Verstrickungen des menschlichen Lebens sind  
Zweifel an einzelnen Lebensentwürfen schon fast Verrat.

Ein Kollege von Boubacar sitzt auf einem weissen Plastikstuhl vor der unterirdischen Zivilschutzanlage. Er erzählt einer Studentin, wie es ihm geht, da sie zu seiner Situation eine Forschungsarbeit schreibt: „Sie wollen mich nicht hier. Ich kann auch nichts machen, um zu gehen. Ich bleibe einfach. Aber ich lebe so. Und ich kann dich nicht einladen, ich habe keinen Stuhl, ich habe kein Haus. Verstehst du? Ich kann nicht. Ich habe keinen Ort, wohin ich dich einladen kann. Mein Leben, wenn ich weggehen will, muss ich auf die Zeit achten, weil ich unterschreiben muss. Alles das, wenn man dem einen Namen gibt, dann ist es eine Beschämung. Mir fällt kein anderer Name ein. Ja, wenn es keine Beschämung ist, dann ist es Traurigkeit. Es gibt nur zwei Worte, die ich finde, zwei Worte in meiner intellektuellen Kapazität für meine Situation. Wenn es nicht beschämend ist, dann ist es traurig. Ein trauriger Mann. Ja, Chantal. Wie kann ich eine Frau lieben. Sie kann fragen: Wo wohnst du? Ich sage: Notunterkunft.“

Ich kannte einmal einen Mann, der mir sehr gefiel. Ein feiner Mann. Ein Zauber ging von ihm aus, der mich befangen machte. Die Linien seines Gesichtes trugen schlichte und ebene Züge. Es war ein Gesicht, das strahlte, auch wenn es unbewegt war. Die hohen Wangenknochen verliehen ihm eine Kraft, die sich im Altern noch verstärken würde. Ich habe den Mann aus den Augen verloren und ihn auch nicht gesucht. Er lebte in einer Notunterkunft und seine Bedürftigkeit machte es mir unmöglich, ihn zu begehren.

Ich fand es schon immer unstimmig, von „Menschlichkeit“ zu sprechen, wenn man Respekt und Würde meinte. Als „unmenschlich“ beschriebene Taten schienen mir immer ganz besonders typisch zu sein für das Wesen des Menschen, der doch zu allem fähig war, was eben menschenmöglich war.

Seit Kindsbeinen mag ich Tiere gerade deshalb besonders gern, weil sie scheinbar nicht zu so ungeheuren Taten fähig sind wie meine eigene Spezies.

„Menschlichkeit“ ist mir als Begriff unheimlich.

„Sie vergessen, dass wir auch Menschen sind“, sagt Boubacar.



Masterthesis von Hanna Gerig  
ZHdK, Master of Art Education, Kulturpublizistik  
Mentor: Ruedi Widmer  
Umschlagbild: Claire de Buren  
Druck: OK Haller Druck AG, Zürich  
Auflage: 50 Exemplare  
Mai 2018